

bolische Ordnung im Sinne einer Verschaltung mit dem ›Reellen‹ umgangen werden kann, bleiben Medien über die von ihnen hervorgebrachten Sichtbarkeiten mit symbolischen Prozessen in Kontakt. Medien konstituieren sich als solche zwar im Vollzug, doch scheint es für den in Frage stehenden Zusammenhang technisch erzeugter Sichtbarkeit nicht völlig gleichgültig, welche Operationen durch sie vollzogen werden und auf welche Weise sich ihre Operativität in das Produkt des Prozesses einschreibt.

## **Jenseits des Sichtbaren: Wo operieren Medien?**

Ein weiterer Einwand gegenüber der Beforschung von medialen Sichtbarkeitsverhältnissen bezieht sich auf die genuine Unsichtbarkeit der in ›neuen Medien‹ (präziser: den als solche apostrophierten Konfigurationen) ablaufenden Prozesse. Wo, wie im vorausgegangenen Abschnitt dargestellt, gerechnet und geschaltet wird, wo Algorithmitik herrscht und das erzeugte Bild jede programmierbare Form annehmen kann, da sind Fragen der Repräsentation, zu denen Sichtbarkeit in diesem Kontext immer gehört (selbst wenn sie diese problematisiert) wenn nicht obsolet, so doch von niederrangigem Interesse. Ist es also an der Zeit, ganz im Gegensatz zu dem hier eingeschlagenen Weg, das Sichtbare als epistemologisch bedeutsame Kategorie zugunsten einer hardware- und zeitbasierten oder einer nicht auf Repräsentation basierenden Medientheorie auf- beziehungsweise die medienwissenschaftliche Zuständigkeit für das Sichtbare abzugeben?

Forderungen nach einer kritisch-selbstreflexiven Wendung, die damit nicht länger in repräsentationslogischer Selbstbezüglichkeit verharrete, also nach einem ›non- oder post-representational turn‹ der Medienwissenschaft, sind in der jüngeren Vergangenheit immer wieder zu vernehmen gewesen. Exemplarisch etwa die bewusst polemische Intervention Geert Lovinks und Ned Rossiters (2013), der programmatisch der Slogan: »I've seen the future – and it's not visual« als Motto vorangestellt ist. Lovink und Rossiter beklagen in ihrem Pamphlet den Mangel einer zeitgemäßen Theoretisierung des medienwissenschaftlichen Feldes durch dieses selbst, ein Mangel, der letztlich zukunftsgefährdend für die Disziplin sei: »During the first decade of the 21st century the academic discipline of media studies failed to develop a compelling agenda« (Lovink/Rossiter 2013, 62).

Eine kritische Selbstreflexion, etwa zur Rolle des Mediengebrauchs der innerhalb der Disziplin Tätigen, hätte demgemäß zwangsläufig zur Folge,

dass zahlreiche überkommene Konzepte der Gründungs- und Wachstumsphase der Disziplin über Bord geworfen werden müssten. Vor allem aber die in den Augen der Verfasser noch immer das Feld dominierende Fokussierung auf »content« oder gegenüber einem »screen« positionierte Zuschauerinnen oder Nutzerinnen sollte gänzlich fallen gelassen werden. Medientheorie, der es etwa nicht gelänge, die althergebrachte Analog/Digital-Dichotomie zu überwinden, könne sich bei allem Bemühen niemals in die Lage versetzen, nachzuvollziehen, wie zeitgenössische techno-kulturelle Entwicklungen selbst neue Konzepte und Verfahren des Denkens hervorbringen:

»For the past decade media studies has struggled to keep up with the pace of techno-cultural change. The methodologies and concepts of the broadcast era of ›mass media‹ are of little use when analyzing networked digital cultures. [...] The future of media studies rests on its capacity to avoid forced synergies towards ›screen cultures‹ or ›visual studies‹ and instead to invent new institutional forms that connect with the trans-media, collaborative and self-organizational culture of teaching and research networks.« (Ebd.)

Neue, genuine Konzepte der Medienwissenschaft müssten sich, erstens, am Gegenstand herausbilden und, zweitens, der Versuchung widerstehen, bestehende Theorieangebote schlicht zu übernehmen: »Media studies hasn't taken its objects seriously enough. All too easily it borrows from the shopping mall of post-modern theory, psychoanalysis, sociology and literary studies to interpret its own object, neglecting the challenge to develop media theory itself.« (66)

Eine Agenda, wie sie den Vorstellungen der Autoren eher entspräche, dränge vor in ein ›Jenseits der Repräsentation‹, denn nur von dort aus sei es möglich, die integrativen Mediennetzwerke der Gegenwart, die Mobilisierung und Miniaturisierung von Medientechnologien oder die Ubiquität des Mediale im Urbanen und Alltäglichen angemessen zu beschreiben – oder mehr noch: diese in zeitgemäßer und gegenstandsadäquater Form zu kritisieren. Das für die Organisation von Wissensproduktionen vorgeschlagene digitale Paradigma eines Modells organisierter Netzwerke werde von großen Teilen der institutionellen akademischen Welt als bedrohlich empfunden – und zwar zurecht, finden Lovink und Rossiter, denn: »Such a move would further disaggregate the already crumbling system of the modern university.« (67). Alles, was der Institution heilig war und noch immer ist, die »closed intellectual property regime logic, its centralization and its habit of database dating« (65), stehe im Widerspruch zu jeder Form

einer herbeigesehnten »culture of open communication and collaboration« (65) wie sie sich in rezenten Medienumgebungen exemplarisch verwirkliche.

Neben Fragen der Selbstorganisation müsse die Frage des eigentlichen Gegenstands der Medienforschung wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Bloß handelt es sich den Autoren zufolge bei der ›medium question‹ um eine völlig falsch gestellte Frage, deren Beantwortung schlicht niemand mehr interessiere, solange sie sich weiterhin vornehmlich speist aus der ›routine and very dull fare that usually defines the territory of media studies: representations of marginality, textual and content analysis and identity politics‹ (66). Sehr viel drängendere Fragen seien zu beantworten, etwa die nach ›architectural control, [...] production of standards and management of protocols‹ (ebd.) – erst dann bestünde berechtigte Hoffnung auf wiedergewonnene gesellschaftliche und wissenschaftliche Relevanz und auf ein erneutes Funkenschlagen der kollektiven Imagination im Angesicht der Medienfrage.

Für die Autoren steht somit fest: »The direction of media studies must therefore be non-representational.« (Ebd.) Bekämpft werden sollte hingegen alles, was Media Studies »so boring and predictable« macht – »its slowness and obsession with the visual« (ebd.) – denn, so heißt es zugespitzt an anderer Stelle weiter: »Teaching semiotics to your undergrads is not really going to help much when it comes to explaining the proliferation of YouTube videos, file-sharing sites and social networking updates.« (69) In der Bewegung von »analyses of visual representations« hin zu einem »methods-based realm of post-visual culture« (71) liege die Hoffnung für eine Wiederbelebung der Disziplin, außerhalb oder nur lose verknüpft mit der akademischen Institution, methodisch dynamisch und kreativ, jedoch nicht fixiert auf im Netz aktuell ablaufende Prozesse. Denn es sei auch keine befriedigende Lösung, die Frage digitaler Medien und deren Verwobenheit in eine soziale und kulturelle Matrix theoretisch wie methodologisch im Bereich des Digitalen anzustreben<sup>9</sup>. Die Verfertigung von Konzepten zur Analyse könne nicht ausschließlich online, im Herrschaftsbereich von »social-technical ephemerality, economy of upgrades and tendency toward high levels of distraction« (70) stattfinden: »On-the-ground institutional infrastructure that supports critical digital studies is required for sustained research agendas, the formulation of curricula and support staff« (ebd.). Was also ist zu tun, um die geforderten Konzepte zu entwickeln? Für Lovink und Rossiter besteht im Fall der Medi-

---

9 Vgl. Rogers (2013).

enwissenschaft die aussichtsreichste Möglichkeit in der Hinwendung an ein Außen des trübsinnig machenden akademischen Betriebs:

»Media studies' future will only be guaranteed by the learning, teaching and research of media taking place outside the academy, where it can turn instead to artist collectives and activist groups experimenting with and developing concepts for collaborative learning – concepts that can then be brought back into and applied in a classroom situation.« (70)

Die nachhaltige Reanimation des nur mehr schwache Lebenszeichen von sich gebenden, mühsam künstlich am Leben erhaltenen Körpers der Media Studies liegt, soviel Romantik und Selbststilisierung muss erlaubt sein, in den Händen akademischer Außenseiterkollektive und spontaner Ausbrüche aus den eingefahrenen Ritualen des Betriebs: »What we need is more uncertainty, chaos and untimeliness. Rise up outside the campus, open the doors and windows (equipment prices are no longer a large barrier to communication)« (73).

Mögen die Technikpreise auch gefallen sein, leider sei diese Revolution mit den vorhandenen humanen Ressourcen dennoch kaum zu stemmen, denn es mangelt ihr an willigem Personal, nicht nur bei den (immer seltener) festangestellten Berufswissenschaftlern – nein, es ist alles noch viel schlimmer: »It also has to be admitted that there is a profound reluctance on the part of the vast majority of media studies students to display the tiniest slither of intellectual curiosity.« (Ebd.) Studierende klappen unmotiviert ihre von globalen Konzernen produzierte und für immer als ‚black box‘ versiegelte Hardware auf, arbeiten »according to the rules and regulations stipulated by the IT police« (ebd.), danach gehen sie wieder nach Hause. Resigniert schauen die Autoren ihnen nach und stellen kopfschüttelnd fest: »And these are supposed to be people educated for creative futures.« (Ebd.)

Der dramatische, manifestartige Duktus des Texts, die polemische Kritik an den bestehenden Verhältnissen innerhalb der Institution und ein latent anti-intellektueller Affekt, ebenso wie die Priorisierung interventionistischer Aktion gegenüber verstaubter Textproduktion sind, insbesondere für die Arbeiten Lovinks und dessen Selbstverständnis als Theorie-Aktivist, durchaus nicht untypisch<sup>10</sup>. Wichtig scheint jedoch, dass einige der gestellten

---

<sup>10</sup> Vgl. beispielsweise das Kapitel »Media Studies: A Critique of a Failed Merger« in Lovink 2011.

(wissenschafts-)kulturkritischen Diagnosen *prima vista* zwar zutreffend erscheinen (und in ihrer kompromisslosen Rigorosität erfrischend zu lesen sind), bei näherem Hinsehen jedoch der kritischen Einordnung bedürfen: Zahlreiche selbstreflexive Problematisierungen, die Lovink und Rossiter für eine Renaissance kritisch-zeitgenössischer Medienwissenschaft für unabdingbar halten, wurden und werden fortlaufend geleistet. So überrascht es, wenn die Science and Technology Studies lobend als Beispiel kollaborativer disziplinärer wie interdisziplinärer Arbeit der medienwissenschaftlichen Forschung gegenübergestellt werden. Der Grund für das Gelingen des STS-Projekts sei nach Lovink/Rossiter vor allem die Ausrichtung an gemeinsamen Fragestellungen:

»Driven by initial questions around health, environmental, financial and medical issues, STS was a research driven approach to knowledge production, very different from the self-referential tendency in media studies to avoid rigor and instead produce texts based on the endless citation of peers with power.« (65)

STS stehe deshalb beispielhaft für die Prägekraft einer materiellen Welt (dass auch diese kulturelle und soziale Dimensionen aufweist, bleibt an dieser Stelle unerwähnt), an den STS zeige sich »how the material world forced the disciplinary contours and methods of STS to adapt, evolve and consolidate« (ebd.)

Demgegenüber konzeptualisieren die Autoren eine Medienwissenschaft, die »all too often remains beholden to the abstract and frequently politically motivated research focus areas set by funding agencies«, während STS in der Lage gewesen ist, jene »culture of collaboration special to networks« (ebd.) zu affirmieren, die sich wissenschaftspolitisch von bestehenden Programmen und Ideologien emanzipiert und die daher in wissenschaftsökonomischer Perspektive fähig ist, »new models of autonomous research funding« zu entwerfen. Es fehlt jedoch jeder Hinweis darauf, dass STS in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur das Interesse der Medienwissenschaft auf sich gezogen, sondern diese konzeptionell auch befruchtet haben – während gleichzeitig ein intensiviertes Nachdenken über die Medien der Wissenschaft innerhalb der Wissenschaftsforschung eingesetzt hat.

Ebenso wenig hantiert die Medienwissenschaft mit einem irgendwie stabilen Gegenstand. Der rasche Wandel von Medientechnologien und deren Tendenz zu Konvergenz, Trans- oder Cross-Medialität setzen jedes auf Medienspezifität abstellende Konzept permanent unter Druck; die unscharfe

Begrenzung des Bereichs des Medialen, die zahlreichen Dimensionen dessen, was als Medium apostrophiert werden kann, lassen ständige Begriffsadjustierungen notwendig werden; die Annahme, dass eine lineare Erzählung von Mediengeschichte, gar im Sinne einer Fortschrittslogik hinreichend sei, ist in weiten Teilen der Medienforschung schon sehr frühzeitig zugunsten einer genealogischen Beschreibung von Nebenwegen zurückgewiesen worden. Wenn Lovink beklagt, der Medienbegriff sei in jüngster Zeit zu einem leeren Signifikanten verkommen (Lovink 2011, 76), stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, ob dieser denn je etwas anderes gewesen sei, als ein Konzept, das einer jeweils dem historischen Kontext, der epistemologischen Situation und der spezifischen Fragestellung angemessenen Auffüllung bedarf?

Es ist wenig überzeugend zu behaupten, erst »the new media landscape [...] changes so rapidly, it makes a slippery object of study« (77). Selbst wenn man zugesteht, dass aktuelle Entwicklungen auf medientechnologischer Ebene sich (vermeintlich) schneller vollziehen als je zuvor und daher permanente Theorieupdates erforderlich seien: Die Beobachtung, dass Medien einem permanenten Wandel unterliegen und dass gerade diese Transformationsprozesse Medien ausmachen<sup>11</sup>, gehört unzweifelhaft zu den konstitutiven Erzählungen weiter Teile der Medienforschung. Man könnte also in Opposition zur Kritik an der Trägheit der Konzepte angesichts der Akzeleration des Medienwandels ebenso gut konstatieren, dass gerade *weil* Medien einem dauernden, mal verlangsamten, mal beschleunigten Wandel unterliegen, diese ein privilegierter Beobachtungsgegenstand sind, an dem Theorien und Methoden erprobt, geschärft oder verworfen werden können.

Es sind unter anderem die von Lovink und Rossiter als positives Beispiel hervorgehobenen Science and Technology Studies, die auf die perpetuierende Transformation als dem eigentlichen Stabilitätsmerkmal und als genuine Funktion eines Systems hingewiesen haben. Das zwangsläufig immer wieder prekär werdende Verhältnis von Theorie und Objekt der Medienwissenschaft wäre dann deren Antrieb und zwingt zur Reflexion der eigenen Position

---

<sup>11</sup> Am Beispiel des Fernsehens als Experimentsystem im Sinne Rheinbergers haben das etwa Judith Keilbach und Markus Stauff eindrücklich in Erinnerung gerufen: »In what follows, we suggest understanding ›change‹ and ›transformation‹ not only as characteristics of the medium's current phase but more generally as one of television's integral features.« (Keilbach/Stauff 2011, 80)

und des jeweils sich durch eben diese neu konfigurierenden Gegenstands<sup>12</sup>. Auch das Herantragen vermeintlich ›veralteter Theorieansätze‹ an ein neuartiges Medienphänomen kann dieses für das Denken in jeweils anderer Weise konturieren – und *vice versa*. Ein gewisser logischer Widerspruch ergibt sich dort, wo Lovink und Rossiter das Veralten von Theorien angesichts rapide sich verändernder Medientechnologien und Mediendefinition kritisieren. Damit nämlich steht außer Frage, dass jederzeit bekannt ist, was ein Medium ist und wann ein neues Medium ›auf den Markt‹ kommt, welches nun nicht mehr in den hergebrachten theoretischen Begriffen zu fassen wäre.

Die Argumentation im Folgenden basiert – dem entgegengesetzt – auf der medienhistoriographisch begründeten Annahme, dass keineswegs bei jedem technologischen Entwicklungsschritt immer schon entschieden ist, ›ob das ein Medium ist‹, mit dem man es zu tun hat, und wenn doch, dass dieses keineswegs ein solches bleiben muss, wenn neue Entwicklungen eintreten. Medienwissenschaft wäre in diesem Sinne also genau wie ihr Gegenstand ein Laboratorium oder Experimentsystem, das sein Objekt in jedem Versuchsschritt mit hervorbringt. Theorien, welcher Provenienz auch immer, sind somit nicht dem bereits stabilisierten Objekt ›Medien‹ äußerliche Instrumente, mit denen man eben diese bereits existierenden Medien routiniert traktiert. Sie werden vielmehr eingespeist in ein Experimentsystem, das sowohl den Gegenstand konstituiert und konturiert als auch den theoretischen Ansatz mitreißt, dem Gegenstand anverwandelt – und Objekt wie Theoriegemisch nicht unverändert aus diesem Vorgang entlässt.

Mediale Sichtbarkeit, rhetorisch meist als der Unsichtbarkeit entwundene oder in diese eindringende apostrophiert, steht in einem genauer zu konturierenden Verhältnis sowohl zur Unsichtbarkeit als auch zu ihren medialen Ermöglichungsbedingungen. Sie steht als technisch erzeugte Sichtbarkeit aber auch in einem spannungsreichen Verhältnis zu Konzeptionen des Sichtbaren, die dieses in einer naturalisierenden Weise an den menschlichen Blick koppeln. Selbst dort, wo es gelingt, Bilder als Ausweis von Sichtbarmachung vom symbolisch-figurativen Bereich zu entkoppeln und sie als »Datenkarten« und »Teil operativer Vorgänge und Verkettungen« jenseits jeder mimetischen Abbildbeziehung zu definieren (Franke 2013, 18), welche im Extremfall von Maschinen für Maschinen produziert werden, wie Anselm Franke für den

---

<sup>12</sup> Dies trifft vermutlich – so ist zu hoffen – auch auf zahlreiche andere Disziplinen zu. Keineswegs soll hier behauptet werden, die Medienwissenschaft habe dieses dynamische und komplexe Verhältnis zu ihrem Gegenstand exklusiv.

Bereich zeitgenössischer bildgebender Technologien konstatiert, die auf ›Maschinensehen‹ als *remote sensing* umstellen, wird das menschliche Sehen nicht vollständig obsolet:

»Menschen werden dann an einer anderen Stelle gebraucht: Forscherinnen und Forscher und Analystinnen und Analysten müssen sich die komplexe Fähigkeit der Interpretation aneignen, Militärs müssen Operationen über Bildschirme ausführen, und Prozesse aller Art verlangen nun nach einem Monitoring, wobei es darum geht, Abweichungen von gesetzten Grenzwerten zu registrieren oder aber Abweichungen von Modellbildern oder Modellkarten, die zunehmend eine Idealwirklichkeit in Form eines Sollzustands repräsentieren.« (19)<sup>13</sup>

Franke selbst weist in der Folge jedoch darauf hin, dass die Rede von einem Jenseits der Repräsentation nicht unbedingt adäquat ist, vielmehr sei von einer Erweiterung des Darstellungsarsenals auszugehen und gleichermaßen von einer Erweiterung des Darstellbaren in »planetarischem Ausmaß« (ebd.) – ein Verweis auf die fortschreitende Loslösung von »erdgebundenen Lebenswelten« (20) durch *remote sensing*. Die Einbeziehung immer weiterer Aktanten in ein planetarisches Netzwerk erfordert immer höhere Investitionen in Stabilisierungsprozesse und führt zu einer »Umformung aller beteiligten Agenturen« (24; kursiv i.O.):

»Sowohl die konstruktivistische Seite von Bildtechnologien, die nicht abbilden, sondern operative Handlungsräume inklusive zugehöriger Subjektpositionen erst schaffen und steuerbar machen, als auch die Gefahr, die als realpolitische durch diese zunehmende systemische Einschließung und apolitische Steuerung und Kontrolle dem humanistischen Subjekt erwächst, treten gegenüber der Frage nach der Beweiskraft des Bildes meist immer noch in den Hintergrund. Angesichts dieser Technologien muss die Frage danach, was ein Bild tut, ausgeweitet werden.« (26)

---

<sup>13</sup> Vgl. für eine umfassende Analyse des komplizierten Zusammenspiels von Maschinensehen und menschlicher Expertise und deren räumlicher Konfigurationen (gemeint ist eine sich um den eigentlichen CT-Scanner gruppierende institutionelle wie architektonische Anordnung, eine »Suite« von Räumen: scanner room, waiting room, reading room, file room, closets etc., die der funktionalen Ausdifferenzierung der CT-Diagnostik Rechnung tragen) im klinischen Kontext der CT-Diagnostik: Saunders 2008.

Die Gefahr, die sowohl Frankes Beschreibung als auch andere, das Sichtbare als obsolet adressierende Darstellungen laufen, besteht in einer retrospektiven Setzung eines als natürlich sich verstehenden menschlichen Sehens im Gegensatz zum Maschinensehen. Aufgerufen ist damit in vielen Fällen zugleich eine harte Entgegensezung von analogen und digitalen Medienverhältnissen. In ähnlicher Weise evoziert die eingangs erwähnte Forschung zum Anthropozän vielfach eine ›Natur‹, die es in ihrer ganzen vorindustriellen und von Menschen kaum beeinflussten Natürlichkeit allenfalls als romantische Projektion gegeben hat. Das ›Natürliche des Sichtbaren‹ erweist sich als komplex und höchst problematisch, wie in der folgenden kritischen Auseinandersetzung mit tradierten und jüngeren phänomenologischen Betrachtungen zum Verhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem deutlich werden soll.

### **Hyperphänomenalität: Das Sichtbare und das Unsichtbare**

Bernhard Waldenfels hat vor geraumer Zeit ›das Sichtbare und Unsichtbare‹ als spannungsreiches Begriffspaar in seine Taxinomie von »Modi hyperbolische[r] Erfahrung<sup>14</sup> aufgenommen und damit einen Diskursstrang aktualisiert und re-perspektiviert, der nicht erst seit dem späten Merleau-Ponty (1994) phänomenologische Begriffs- und Theoriebildung intensiv beschäftigt hält. Das Hyperbolische lässt sich, Waldenfels zufolge, mit einer Grundformel phänomenologischen und hermeneutischen Denkens charakterisieren als: »Etwas zeigt sich *als mehr* und *als anders*, als es ist.« (Waldenfels 2012, 9; kursiv i.O.)

Dieses »Etwas« ist nicht als Teil unter ein Ganzes subsumierbar und ebenso wenig als Einzelfall unter eine Regel oder ein Gesetz; es steht gleichsam »quer zu allen Ordnungen« und bezeichnet eine »Bewegung des Über-hinaus« (ebd.). Aus diesem Grund ist es nicht einfach zu verorten und übersteigt die Grenzen einer jeweiligen Ordnung. Im Normalfall wird das Hyperbolische daher einem Normalisierungsprozess unterworfen, der den Überschuss eindämmt und das Überschießende in pragmatischer Weise in ein Datum zurückführt.

In einem dialektischen beziehungsweise antipodischen Verhältnis zu dieser Form der Normalisierung oder »Dehyperbolisierung«, existieren Formen

---

14 So der Untertitel des hier zitierten Buchs, vgl. Waldenfels 2012.